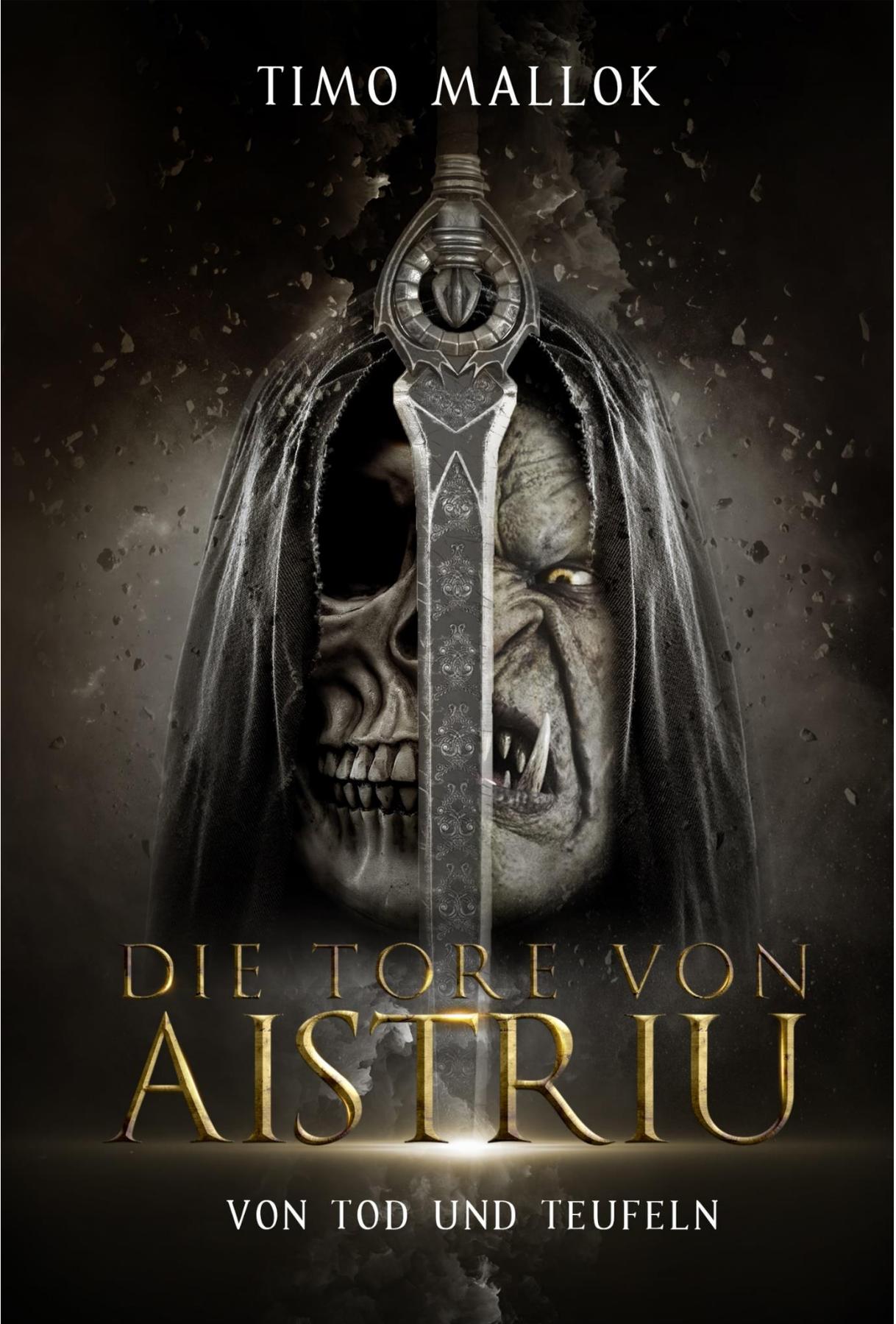


TIMO MALLOK



DIE TORE VON
AISTRIU

VON TOD UND TEUFELN

TIMO MALLOK

DIE TORE VON
AISTRIU

-I-

Von Tod und Teufeln

- Leseprobe -

Fantasy



Impressum

© 2021 Mallok, Timo

Autor: Timo Mallok

Coverdesign: Giusy Ame / Magicalcover.de

Bildquelle: Depositphoto

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

www.weltenschreiner.com

Ankunft

Der Schmerz wollte ihn sprengen. Wie ein Blitz fuhr er in seine Brust und zuckte durch alle Körperteile. Der junge Mann verlor die Orientierung. Aus einer obskuren Finsternis heraus packte ihn eine unsichtbare Kralle, zerrte ihn aus der Wirklichkeit und zog seinen wehrlosen Körper in einen tiefen Strudel.

Kälte verzehrte seinen Leib.

Dunkelheit umhüllte seinen Geist.

Einsamkeit erfüllte seine Seele.

All seine Sinne waren von ihm abgefallen. Die wohltuende Taubheit fesselte ihn an eine gnädige Ohnmacht. Ein Fluss aus Zeit und Fantasie hatte ihn aufgenommen und entführte ihn in eine andere Welt. Er schwebte durch den ewigen Raum. Doch in dieser beständigen Stille erklang ein feiner Ruf, tief in den nebelverhüllten Abgründen seines Bewusstseins. Und plötzlich waren sie da.

Unsichtbare Hände packten und zerrten ihn aus dem sanften Strom. Blind und ungelenkt versuchte er, sich aus ihren unbarmherzigen Griffen zu befreien, doch er konnte sich nicht gegen sie wehren. Wie gierige Klauen drohten sie seinen Leib zu zerreißen. Der feine Ruf in seinem Kopf schwoll indes zu einem ohrenbetäubenden Brüllen an und ließ seinen Körper zucken und krampfen.

Die plötzliche Stille traf ihn wie eine Wand. Die aggressiven Kräfte fielen von ihm ab und eine sanfte Gefühllosigkeit ließ ihn schweben. Allerdings nur für einen kurzen Moment.

In dieser Leere entfachte nahezu zärtlich ein Funke. Kaum spürbar loderte die Wärme in seiner Brust und wuchs rasch zu einem heiß brennenden Feuer. Die unglaubliche Hitze fraß sich durch seine Eingeweide und sein Kopf schien zu explodieren. Schlagartig kehrte sein Bewusstsein zurück. Es war wie eine Geburt.

Ein diffuses Licht blendete ihn. Sein Herz krampfte in seiner Brust und in seinem Schädel pulsierte sein Hirn. In seinen Ohren erschallte ein Dröhnen und ein gellender Schrei löste sich aus seiner Kehle. Er war eine Befreiung.

Der junge Mann schrie sich das ihn verzehrende Feuer aus der Seele. Und dann war auf einmal alles vorbei. Die ihn verbrennende Hitze ließ so unerwartet von ihm, dass die abermals wiederkehrende Leere einer wohltuenden Entspannung glich. Dann stürzte er wieder.

Diesmal war der Sturz sehr kurz. Hart klatschte er auf eine Oberfläche, die nass aufspritzte und ihn verschlang. Er schrie vor Schmerz und schluckte das brackige Wasser, das ihn unnachgiebig umschloss.

›Luft!‹

Der lebenserhaltende Gedanke drohte ebenso zu ersticken wie er selbst. Panische Angst vernebelte sein wiedergewonnenes Bewusstsein. Wild schlug er mit allen Gliedmaßen um sich und streifte mit seinem Fuß einen weichen Untergrund. Instinktiv stieß er sich von diesem ab und durchbrach im nächsten Moment die Wasseroberfläche.

Der junge Mann keuchte, spuckte das Wasser aus und sog kühle Luft in seine Lungen. Mit dem Arm wischte er sich über das Gesicht und öffnete seine Augen. Doch er sah nur eine tiefe Nacht, die sanft ihren dunklen Mantel über ihn spannte.

Ein kräftiges Kopfschütteln drängte Schock und Panik zurück, wogegen eine Ahnungslosigkeit seine Gedanken gnadenlos Karussell fahren ließ. Er nutzte den scheinbar ewig andauernden Augenblick der Verwirrung, um an das nahe Ufer zu waten.

Die Gegend war ihm fremd. Zumindest ließ ihn die Dunkelheit der Nacht alles fremdartig erscheinen. Doch was er nur vage und schemenhaft wahrnahm, konnte er mit nichts aus seiner nebulösen Erinnerung in Einklang bringen.

Während sich hinter ihm ein weitläufiger See erstreckte, empfing ihn vor sich das mit Schilf und hohem Gras gesäumte Ufer. Dahinter erhob sich ein mächtiger Wald, der alles zu umrahmen schien.

»Kenn‘ ich nicht«, waren seine Worte, als er das Ufer erreicht hatte. Abermals schüttelte er den Kopf und versuchte krampfhaft die vielen Gedanken zu ordnen, die sich hinter seiner Stirn ansammelten.

Schon mit dem ersten Schritt aus dem Wasser verlor sein Fuß den Halt auf dem schlammigen Untergrund. Die Beine rutschten weg und mit ausgestreckten Armen bewahrte er seinen Körper vor dem Aufprall. Die spontane Einladung des grasweichen Untergrunds nahm er allerdings gerne an.

Er legte sich in das kühlfeuchte Gras und blickte ein letztes Mal in den dunklen und sternenlosen Himmel, bevor er seine Augen schloss und erschöpft ausatmete. Entspannt und mit gleichmäßigen Atemzügen blieb er ruhig liegen. Ein tiefer Schlaf hatte sich seiner bemächtigt.

Dunkelblau spannte sich eine sternenlose Nacht über den mit grauen Wolken verhangenen Himmel. Ein seltsames Zwielflicht beleuchtete die Landschaft und kämpfte mit einem zarten Schimmer gegen die herrschende Düsternis.

Nackt lag der Mann am Ufer, seine Beine schwammen noch im See. Kleine Wassertropfen benetzten seinen schlanken Oberkörper und um seine Taille tanzten kleine Wellen. Das dunkelblonde Haar glänzte ebenso nass wie seine helle Haut und sein schmal geschnittenes Gesicht mit den kantigen Zügen war entspannt. Unter tiefen und langen Atemzügen hob und senkte sich seine Brust. Der wohltuende Schlaf hielt ihn fest. Und er war nicht mehr alleine.

Ein Schatten bewegte sich lautlos durch das hüfthohe Gras. Schleichend näherte er sich, beugte sich über den jungen Mann und betrachtete ihn mit neugierigen Blicken. Das mysteriöse Geschöpf setzte sich katzenleich neben ihn ins Gras und wartete. Lange Zeit geschah nichts.

Der junge Mann erwachte nicht. Zu erschöpft erlag er dem tiefen und wohltuenden Schlaf.

Die schattenhafte Kreatur streckte ihren langen Arm aus und berührte sanft seine Schulter. Die zärtliche Berührung schenkte ihm einen Schauer, der seinen Körper erzittern ließ und ein leises Stöhnen auslöste.

Entschieden erhob sich der Schatten, stellte sich auf seine langen und kräftigen Beine und streckte sich in die Höhe. Die schlanke Kreatur stemmte die Hände auf ihre weiblichen Hüften. Der kleine Busen hob sich unter einem tiefen Atemzug. Während sie auf den zu ihren Füßen liegenden Mann herabschaute, begannen die Augen in dem dunklen Gesicht hell zu leuchten und lüfteten für einen Augenblick das düstere Geheimnis, das auf ihr lag.

Das auffälligste waren die zwei widderähnlichen Hörner, die links wie rechts aus der Stirn wuchsen. Sie bogen sich dicht am Kopf bis hinter die Ohren und endeten neben hohen Wangenknochen und dem kantigen Unterkiefer in abgerundeten Spitzen. Stachelartige Haare fielen halblang in den Nacken und raschelten leise bei jeder stärkeren Bewegung. Ihre im Zwielflicht samtig schimmernde Haut wurde stellenweise von einem feinen Muster bedeckt, das ihre Körperseiten sowie auch ihre Arme und Beine verzierte.

Ungeniert griff das Wesen mit beiden Händen unter die Achseln des Schlafenden, und mit einer Kraft, die man ihrer schlanken Gestalt nicht zugetraut hätte, zog sie ihn an Land. Sie schleifte ihn einige Meter vom Ufer weg und ließ ihn im hohen Gras liegen.

Mit weiß leuchtenden Augen studierte sie seinen nackten Körper. Sacht legte sie ihre Hände an seinen Kopf und beugte sich dicht über ihn. Sie spürte seine Wärme in ihrem Gesicht, fühlte seinen Atem auf ihren Lippen. Sehnsuchtsvoll schloss sie ihre Augen. Ihrem feinen Lächeln folgte ein verhaltenes Nicken.

Achtsam setzte sie erst einen Fuß auf seinen Brustkorb, und zog dann den Zweiten nach. Sie ging in die Hocke, drückte ihre Knie nach außen und beugte sich wieder nach vorne, um seinen Kopf behutsam festzuhalten. Für einen Moment verharrte sie. Unter ihren Zehen spürte sie seine ruhigen Atemzüge. Kein Gewicht erschwerte sein atmen. Wie ein flüchtiger Traum hockte die Kreatur auf seiner Brust. Nach dieser Bestätigung fuhr sie entschlossen fort.

Mit ihren zartgliedrigen Daumen öffnete sie unter erregten Atemstößen vorsichtig seinen Mund. Zwischen ihren dünnen Lippen bildete sich ein rotleuchtender Tropfen. Er rann über ihre bebende Unterlippe und tropfte lautlos in seinen offenen Mund.

Zufrieden löste sie ihre Hände von seinem Kopf, stieg langsam wieder von ihm herunter und setzte sich neben ihm ins Gras. Ihre Augen leuchteten in einem sanften Grün und sie schnurrte wie eine Katze, während sie zärtlich seine Brust streichelte.

Dann richtete sie sich auf und bedachte ihn mit einem nachdenklichen Blick. Sie warf ihren gehörnten Kopf in den Nacken und ließ ihre Stachelhaare laut rasseln, bevor sie sich abwandte und durch das hüfthohe Gras davonschlich.

Langsam erlangte der junge Mann das Bewusstsein wieder. Er holte tief Luft, kniff die Augen fest zusammen und stöhnte sich die Erschöpfung aus dem Kopf.

»Meine Fresse. Hab‘ ich Schädelweh.« Mit beiden Händen hielt er sich die Stirn, hinter der ein Blasorchester die Generalrobe anstimmte. »Was für ‘n Trip.« Benommen öffnete er vorsichtig die Augenlider, doch das erwartete, ihn blendende Licht blieb aus. Angenehm überrascht richtete er sich auf, rieb sich über das Gesicht und betrachtete verwirrt die nächtliche Landschaft.

»Wo bin ich denn hier gelandet?« Er stützte sich ab, stellte sich auf seine noch wackeligen Beine und sah sich mit zusammengezogenen Augenbrauen um. »Wiese. Bäume. See«, langsam schüttelte er den Kopf, »Wo bin ich hier?«

Allmählich lichteten sich die Nebelschwaden in seinem Kopf und sein Bewusstsein kehrte zurück, doch die absolute Ahnungslosigkeit beherrschte seine Gedanken. Er legte die Hände auf seine Hüften und sog tief die kühle Luft in seine Lungen.

»Bisschen frisch.« Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken und ließ ihn frösteln. Sein Körper war ausgekühlt. Er versuchte, die Kälte von sich abzuschütteln, verschränkte die Arme und sah an sich herab. »Heilige Scheiße! Ich bin ja nackt.« Sofort setzte er sich ins hohe Gras um seine Blöße zu verbergen. Er zog seine Knie hoch, schlang die Arme um seine Brust und versuchte sich zu wärmen.

»Was ist passiert?« Er wippte leicht, dachte angestrengt nach. »Ich muss was vergessen haben. Ich ... ich habe was vergessen. Irgendwas.« Den Kopf in den Nacken gelegt, blickte er in den dunkelblauen Himmel. »Keine Sterne. Kein Mond. Nur graue Wolken.« Ein mutloses Zischen entfloß seinen Lippen und resignierend schloss er die Augen. Eine panische Angst versuchte sich schleichend und kriechend in ihm auszubreiten. Und dieser Angst folgten Unsicherheit und Verzweiflung.

Doch da war auch noch etwas anderes. Eine innere, ihm unerklärliche Kraft legte sich beruhigend über die aufkommende Panik und drängte sie aus seinem Herzen zurück. Tiefe Atemzüge entspannten ihn, schenkten ihm Ruhe und die nötige Kraft, die Schwermut in Zorn zu wandeln.

»Scheiße nochmal. Dann isses jetzt halt so.«

Der junge Mann schaute über die dünnen Grasspitzen hinweg, die im sanften Wind leise schaukelten. Abermals betrachtete er die ihm fremde Umgebung und gab ihr mit zusammengekniffenen Augen eine zweite Chance. Er sah den schmalen See, der sich tief in die Nacht hineinstreckte und in weiter Ferne mit der Dunkelheit verschmolz. Das hochgewachsene Schilf des Ufers ging nahtlos in das hüfthohe Gras der weitläufigen Wiese über, auf der er sich befand, welche wiederum von einem dichten Wald eingerahmt wurde.

Er presste die Lippen zusammen, schlug sich auf den Oberschenkel und stand auf: »Vom Rumsitzen allein ändert sich auch nix!« Mit hochgezogener Augenbraue sah er an sich hinab. »Tja. Ist wirklich kalt.« Er blickte sich um und suchte eine vielversprechende Richtung. »Sieht alles gleich aus. Egal. Dann latschen wir halt mal nackt über die Wiese. Auf geht's!«

Mit vor der Brust verschränkten Armen schritt er gemächlich durch das hohe Gras und nahm den kürzesten Weg Richtung Wald. Das Gras wurde niedriger und wich einem weichen, mit Laub bedeckten Untergrund und Farne und stacheliges Buschwerk säumten den Waldrand.

Mit hochgezogenen Schultern betrat er den Wald. Hohe Laubbäume streckten sich in den dunklen Nachthimmel. Die glatten Stämme der Bäume standen weit auseinander, dass man gut zwischen ihnen hindurch gehen konnte. Und nichts war zu hören. Kein Vogelgezwitscher, keine Geräusche irgendwelcher Waldtiere, nicht einmal ein einfaches Blätterrascheln oder ein entferntes Knacken im Unterholz. Es war vollkommen still. Und er fühlte sich unwohl.

Der Wald wirkte wie ein Gemälde. Der junge Mann schlang die Arme fester um seine Brust und ging mit eingezogenem Kopf und offenen Ohren durch die seltsame Atmosphäre. An die Blöße seiner unteren Körperhälfte dachte er schon lange nicht mehr. Mit großen Augen sah er sich um, lauschte angestrengt in den Wald hinein und versuchte irgendetwas zu entdecken, das auch nur am geringsten an Leben erinnerte.

Ab und an schaute er zurück. Der Wald musste riesig sein. In jeder Richtung gab es nur Bäume und darüber das dichte Blätterdach. Den See sah er schon lange nicht mehr und selbst den Waldrand konnte er nicht mehr ausmachen.

Während er stur einfach weiterging, ließ er seinen Gedanken freien Lauf, überlegte sich verschiedene Szenarien und suchte nach nie gedachten Möglichkeiten. Hatte man ihn ausgeraubt? Verschleppt? Entführt? Doch warum? Und wo waren die Entführer, wenn es welche gäbe. Nichts ergab einen Sinn. Auch konnte er sich an nichts erinnern, was in seiner jüngsten Vergangenheit lag. Was hatte er getan, bevor er hier aufwachte? Wo war er gewesen?

Der Versuch, seine Erinnerungen an die Oberfläche zu zwingen, trug einen bitteren Geschmack und leichte Kopfschmerzen.

›Erstmal ausruhen‹, dachte er sich, ›Trinken und was zu essen. Und ein paar Klamotten.‹

Eine unangenehme Kühle ließ ihn wieder erschauern. Es wirkte fast so, als käme sie aus seinem Inneren. Eine Kälte, die seine Seele umhüllte. Und wieder spürte er für einen kurzen Moment diese Kraft in sich. Diese fremde und irgendwie doch vertraute Energie. Seine Gedanken ließen sich abermals von dieser kraftvollen Quelle ablenken. Er versuchte, sie in seinem Körper zu orten, aber es wollte ihm nicht so recht gelingen. Dann blieb er plötzlich stehen. Er schüttelte seine Gedanken ab und hob ruckartig den Kopf. Etwas hatte sich geändert.

»Ich riech doch was!« Die erdige Luft wich einem schweren Geruch. Es roch nach verbranntem Holz. »Ein Lagerfeuer!«

Aus dem Stand sprintete er los und überließ seiner Nase die Führung. Instinktiv schlug er die Richtung ein, aus der er den Geruch vernahm. Die Chance auf Essen, Kleidung und menschlicher Gesellschaft gaben ihm zusätzliche Energie. Vielleicht wurden auch ein paar Fragen beantwortet. Die Möglichkeit spornte ihn zusätzlich an und seine Füße flogen über den Waldboden. Plötzlich war der Wald zu Ende und eine Lichtung öffnete sich vor ihm.

Abrupt stoppte er seinen Lauf und drückte sich leise an einen Baum. Vorsichtig lugte er um den Stamm herum, denn das, was er zu sehen bekam, war nicht das, was er hoffte vorzufinden. Aufmerksam ließ er seine Blicke über das Bild wandern, das sich ihm bot.

Ein fahles Licht beleuchtete die Öffnung des Waldes unter dem zwielichtigen Himmel. Schwere Rauchschwaden krochen dunkel über den Platz. Zwei aus Holz gefertigte Kutschenwohnwagen standen hintereinander nahe der gegenüberliegenden Waldgrenze. In der Mitte der Lichtung hatte man für ein wärmendes Tipifeuer einen Kreis aus größeren Steinen angelegt. Dünne Baumstämme ragten schwarz verkohlt in den dunkelblauen Himmel und fünf große Zelte standen um die erloschene Feuerstelle herum. Unter normalen Umständen hätte dies alles gemütlich und gastfreundlich wirken können, doch die tatsächliche Erscheinung war alles andere als einladend.

Die zwei Wagen wurden aufgebrochen und vom Feuer angesengt, die Stoffplanen der Zelte hingen zerfetzt von den Gerüsten, sodass die Stangen wie verkohlte Knochen in den Himmel stachen und der Geruch von verbranntem Fleisch hing in der Luft.

Für einen längeren Moment blieb er verborgen hinter dem Baumstamm stehen und beobachtete die Lichtung. Nichts war zu hören und nichts bewegte sich auf dem Platz. Überzeugt trat er aus seinem Versteck hervor. Mit langsamen Bewegungen und einem wildklopfenden Herzen betrat er die Lichtung.

Um die große Feuerstelle in der Mitte des Platzes befanden sich zusätzlich kleinere Steinkreise für Kochfeuer, über die man Kessel angebracht hatte und die nun umgekippt auf dem Boden lagen. Überall lagen die verschiedensten Gegenstände auf dem niedergetrampelten Gras.

Zerfetzte Kleidungsstücke, Geschirre, Bestecke und andere Objekte des alltäglichen Gebrauchs. Achtsam ging er an jedem einzelnen Teil vorbei, darauf bedacht, auf nichts nur aus Versehen zu treten und irgendein Geräusch zu verursachen. Schrittweise näherte er sich dem ersten Zelt oder vielmehr dem, was davon übrig war.

Schlaff hingen die schweren Stoffe von dem hölzernen Gerippe der Konstruktion. Vorsichtig öffnete er den Behang, um in das zerstörte Innere zu schauen. Als er jedoch seine Nase hineinsteckte, zuckte er den Kopf zurück und wandte sich ab. Ein Gestank aus Fäule und Erbrochenem drang aus der Öffnung hervor. Der eklig süßliche Geruch drängte ihn noch weiter zurück, was für ihn zum Verhängnis wurde.

Nach einem unachtsamen Schritt verfangen sich seine Füße im Stoff und er stürzte. Panisch suchten seine Hände nach dem nötigen Halt und griffen verzweifelt in den zerfetzten Behang. Der Stoff rutschte haltlos von den Stangen und die hölzerne Konstruktion folgte mit einem Krachen.

Schnell riss der junge Mann die Arme über seinen Kopf und drehte sich zur Seite. Ein Konzert der verschiedensten Geräusche hallte über den Platz. Über ihm polterten die dünnen Stangen, unter ihm zerbrachen töpferne Waren zwischen metallenen Gegenständen.

Allmählich verklang der Lärm und auf der Lichtung kehrte wieder Ruhe ein. Sachte nahm er seine Arme vom Kopf und öffnete die Augen. Der nachtblaue Himmel spannte sich unverändert über ihm.

»Du Blödmann, du«, schalt er sich selbst und richtete sich zähneknirschend auf. Der unangenehme Duft, dem er eigentlich entfliehen wollte, hüllte ihn ein. Zwischen den zerbeulten Zinkteller und den Scherben zerbrochener Tonschüsseln erblickte er etwas, das er trotz allem nicht erwartet hatte.

Einen menschlichen Arm.

»Ich glaub, ich kotz gleich.«

Schwerlich schluckte er die Übelkeit runter, schloss für einen Moment die Augen und wandte sich ab. Dann zwang er sich, nochmals hinzuschauen, nur um sicher zu gehen, dass da auch wirklich das lag, was er im ersten Augenblick geglaubt hatte zu sehen. Es war tatsächlich der Arm eines Menschen. Nach dem er den ersten Schock verdaut hatte, zwang er sich, den Arm genauer anzuschauen.

Es war der schlanke Arm einer Frau. Die schmale Hand mit den zarten Fingern war rußgeschwärzt. Der Unterarm musste mit einer stumpfen Waffe abgetrennt worden sein. Halb zertrümmert ragte der Knochen am Stumpf heraus. Doch das Fleisch am Stumpf wies noch andere Details auf. Ganz deutlich waren Bissspuren von groben Zähnen zu erkennen.

Angewidert wandte er sich ab und krabbelte auf allen Vieren aus den Stofflaken. So wie er das feine Gras unter seinen Fingern spürte, ließ er sich auf den Rücken fallen und sog tief die kühle Luft in seine Lungen.

›Was ist denn hier bloß passiert?‹ Seine Lücken im Gedächtnis verärgerten ihn. Ein kleiner Zorn entfachte in ihm und kurz überlegt fasste er einen Entschluss: ›Schnell ein paar Klamotten zusammensuchen und dann ebenso schnell von hier verschwinden.‹ Ein Stechen hinter seinen Augen lenkte ihn ab. Er begann zu hyperventilieren. Stoßweise kam die Luft aus seinen Lungen. Er verlor Zeit.

›Nein.‹ Seine Hand schnellte hoch und er schlug sich selbst ins Gesicht. Seine Wange brannte vor Schmerz, doch es holte ihn wieder zurück. ›Junge, konzentrier dich! Mach jetzt bitte keine Fehler oder du bist hier wirklich am Arsch.‹

Entschlossen sprang er auf die Beine und sah sich nervös um. Mit zügigen Schritten ging er um das Zelt. Links von ihm befanden sich die Wagen. Schnell sprintete er an den Ersten heran und drückte sich an das kalte Holz. Dieser Wagen war aufgebrochen. In der Seite gähnte ein fransiges Loch. Die Wand des Holzaufbaus war mit grober Waffengewalt bearbeitet und die einzelnen Bretter zerhackt und teils weggerissen worden. Der Inhalt des Wagens lag in einem unachtsam hingeworfenen Haufen davor.

›Manchmal hat man auch Glück.‹ Verstreut und zu kleinen Haufen getürmt lagen verschiedene Kleidungsstücke vor dem Wagen herum. Sie waren zwar etwas feucht und klamm und rochen ein wenig muffig, aber er musste nicht mehr nackt herumlaufen. Schnell pickte er sich einzelne Stücke vom Boden und überprüfte sie im Schnelldurchlauf. Was nicht gefiel, landete schlicht hinter ihm.

Schließlich steckten seine Beine in einer braunen, aus weichem Leder gefertigten Hose. Ein dunkelgrünes und langärmeliges Unterhemd lag eng an seinem Oberkörper und ein cremefarbenes Leinenhemd wärmte ihn zusätzlich. An seinen Füßen trug er schwarze Stiefel, die ihm einigermaßen passten. Einen schlichten Mantel schwang er sich über die Schultern und verschloss den graubraunen Umhang mit einer Brosche. Das filigran verzierte Schmuckstück umfasste einen dunkelroten Stein, der wie ein funkelndes Auge wirkte.

›Okay. Jetzt aber nichts wie weg von hier!‹ Er wollte sich schon vom Wagen abstoßen, als er ein seltsames und starkes Kribbeln in seinem Arm verspürte.

›Was ist das?‹ Der junge Mann hob den Arm und sah ihn sich an. Äußerlich gab es nichts, was das Kribbeln hätte erklären können. Doch als er den Arm auf Höhe des Loches an der Wagenseite hob, spürte er den Drang, dort hineinzulangen.

›Echt jetzt? Warum?‹

Mit einer Mischung aus Irritation und Neugierde schob er den Kleiderhaufen mit einem Fuß zur Seite, trat langsam an das Loch heran und spähte vorsichtig in das Wageninnere. Innerlich bereitete er sich auf alles Mögliche vor, was ihn dort drinnen erwarten könnte. Doch zu seiner Erleichterung wurde er enttäuscht.

Zuerst sah er nur schwarz. Die Innenwände waren stellenweise stark verkohlt. Auch hier drinnen musste es gebrannt haben. Sonst gab es nichts. Das Innere des Kutschenwagens war völlig leergeräumt.

Schulterzuckend wollte er sich schon wieder abwenden, als etwas in dieser rußgeschwärzten Dunkelheit aufblitzte. Mit zusammengezogenen Augenbrauen schob er seinen Oberkörper in das Loch. Nichts. Zumindest nichts sichtbares, doch seine Hand hatte das dringende Bedürfnis, weiter in den Wagen vorzudringen.

»Was mach ich hier eigentlich?« Er hob die Augenbrauen, schüttelte den Kopf und suchte sich einen sicheren Halt an den zerhackten Holzbrettern der Wagenseite. Mit einem Ruck war er oben und schwang sich hinein.

Dunkelheit umschloss ihn. Die Luft war stickig und er atmete den schweren Brandgeruch. Vorsichtig trat er auf die brüchigen Dielen. Das verkohlte Holz knackte unter seinen Füßen. Er hoffte nur, dass sie sein Gewicht trugen und er nicht plötzlich durch den Boden brechen würde. Die Fensterläden des Wagens waren verschlossen und er wollte den Zustand auch nicht verändern. Er hatte zwar schon viel auf diesem Platz angerichtet, das auf seine Anwesenheit zurückzuführen war, aber mit dieser Gedankenlosigkeit wollte er nicht weitermachen. Achtsam bewegte er sich mit leisen Schritten in den vorderen Bereich des Wagens. Dort hatte es aufgeblitzt. Aber als er das Ende des Raumes erreicht hatte, fand er nichts. Der Wagen war komplett leer.

»Aber da war doch was?« Seine Hand tastete blind die Bretter ab, suchte nach Unebenheiten oder einem versteckten Knopf, der einen Mechanismus auslösen könnte. Doch seine Konzentration wurde immer wieder gestört. Das Kribbeln war stark und nervte ihn. Er schüttelte seine Hand und ballte seine Finger zur Faust.

»Hör endlich auf!«, brüllte er flüsternd und mit einem Ruck aus der Schulter schlug er mit der Faust hart gegen die Wand. Ein dünner Blitz zuckte aus seiner geballten Hand gegen das Holz.

»Bitte was?«

Der junge Mann sah sich den hellen Schatten seiner Hand an, der sich in der Dunkelheit vage abzeichnete. Er war geschockt, überrascht und gleichzeitig auch verwirrt.

»Was war das denn?«, fragte er sich selbst, während er seine offene Hand anstarrte, die er sich dicht vors Gesicht gehoben hatte, grinste und flüsterte: »Du bist ein Zauberer, Harry.«

Die Hand hatte für einen kurzen Moment aufgehört zu kribbeln, doch nach einer Weile begann das unangenehme Gefühl von Neuem. Langsam schob er seinen Arm nach vorne, darauf gefasst, wieder einen Blitz zu entladen. Doch das sollte nicht passieren. Dafür spürte er an einer Stelle, dass sich das Gefühl zunehmend verstärkte. Es juckte und brannte in seinen Fingern und sogar seine Knochen schienen zu schmerzen. Und er verspürte eine Gier.

Flach drückte er seine Hand gegen die Wand. Die Bretter gaben unter dem Druck nach, zerbröselten und fielen als Kohlestücke und Asche zu Boden. Sein Arm verschwand in einem Loch. Ein weißer Blitz leuchtete auf, was ihn weder überraschte noch erschrecken ließ. Blind ertastete er einen Gegenstand, umklammerte ihn fest und zog ihn aus dem Versteck. Ein weiterer Blitz. Und noch einer. Er hielt einen langen, in ein Leder gewickelten Gegenstand in der Hand. Dann erfasste ihn der Schmerz.

»Was zur Hölle ...« Eine brennende Kälte fuhr durch seinen Arm. Hellblau leuchteten seine Knochen durch sein Fleisch und seine Haut. Taumelnd versuchte er aufzustehen doch stürzte nur rückwärts zu Boden, knallte haltlos auf seinen Rücken und brach durch die Holzbohlen. Holzsplitter und Kohlestaub wirbelten durch die Luft. Hart schlug er auf der Erde auf. Der eisige Schmerz verflog und er lag stöhnend im Gras, streckte alle Gliedmaßen von sich und atmete tief und ruhig aus. »Aua.«

Sein Blick wanderte zu seiner Hand. Das dünne Leder hatte sich gelöst und offenbarte den Gegenstand, den der junge Mann immer noch fest in der Faust hielt. »Ein Schwert?«

Ein feines Flüstern erklang in seinem Kopf. Zuerst glaubte er, sich die Stimmen einzubilden und ließ das Schwert los, krabbelte unter dem Wagen hervor und wagte sich auf seine wackeligen Beine. Mit einer Hand hielt er sich an einem Wagenrad fest und atmete tief durch.

›Cey.‹

»Bitte was?« Er kniff die Augen zusammen und hielt sich den Kopf. »Meine Fresse. Wenn ich den erwische, dem ich das alles zu verdanken hab. Dann ... tja ... dann ...«, unsanft rutschte er an dem Wagenrad entlang und landete auf seinem Hintern, »... werd' ich mir was überlegen müssen. In Ruhe. Wenn's soweit ist. Heilige Scheiße. Ich will zurück nach Hause.«

›Nach Hause!‹

Der Gedanke schlug in seinem Hirn wie ein Hammer. Plötzlich drehte sich die Welt um ihn. Mit schmerzverzerrtem Gesicht hielt er sich wieder den Kopf, versuchte, seine klaren Gedanken zu behalten. »Diese Welt ...«

›Welt!‹

»... ist doch nicht auf der Erde?«

›Erde!‹

»Bei allen guten Geistern ...«

›Geister!‹

»... das ist doch nicht möglich.« Er wankte, fühlte sich schwach, verlor jegliches Gefühl für Orientierung oder Gleichgewicht. Langsam sackte er in sich zusammen und legte sich, den Kopf zwischen seinen Händen, ins kühle Gras. »Etwas stimmt hier ganz und gar nicht. Was ist nur los mit mir? Wer bin ich?« Mit einem Schlag öffnete sich in ihm eine Tür, aus der unzählige Erinnerungen auf ihn einstürzten. Und er wusste, es waren nicht seine. Bilder prasselten wie die Tropfen eines Sommerregens vor sein geistiges Auge. Bilder von Menschen, Freunden, Familie. Eine weite Ebene. Eine weiße Stadt. Eine Kathedrale. Kornfelder. Und die hässliche Fratze eines Dämons.

»Verdammt! Was ist das für eine Scheiße?«

›Cey.‹

»Und ich heiße auch nicht Cey«, widersprach er den Stimmen in seinem Kopf, ›Aber wie dann?‹

›Cey!‹

»Was?«

Die Stimmen ließen ihn nicht los. Wie in einem Kanon redeten sie auf ihn ein. Ein wildes Durcheinander, ein Chaos. Er konnte sie nicht verstehen.

»Stopp«, flüsterte er. Die Stimmen wurden leiser. Wurden weniger, vereinigten sich. Zu einer einzigen Stimme. Er hielt den Atem an, konzentrierte sich und horchte in sich hinein. In sein tiefstes Inneres. ›Wer bist du? Was willst du von mir?‹

Hinter seinen geschlossenen Augenlidern erschien eine geisterhafte Erscheinung. Ein heller Schemen leuchtete in der Dunkelheit seines Bewusstseins und aus dem undeutlichen Fleck formte sich eine Gestalt. Ein Mann blickte ihm entgegen. Einen grünen, mit einem weißen Baum verzierten Wappenrock trug er über einer Kettenrüstung, die an Armen und Beinen mit glänzenden Metallschienen verstärkt wurde. Er hatte langes Haar und einen gestutzten Vollbart. Aus seinem gütigen Gesicht leuchteten freundliche Augen. Der Ritter lächelte und eine tiefe aber sanfte Stimme sprach: *›Ich möchte dir helfen.‹*

›Warum? Wer bist du?‹

›Ich bin Fürst Cardich, weißer Ritter des Wotans und Heerführer der Kreuzfeste und ich möchte Dir, dem weißen Cey, meine Kraft und meine Energie schenken.‹

›Warte. Langsam. Wer ist der Cey?‹

›Ihr seid der Cey.‹

›Okay. Ich bin der Cey. Und ihr seid ... tot?‹

›Ja. Ich starb. Und nun besetze ich deinen Körper seit deiner Geburt in dieser Welt.«

›Meine Geburt. In dieser Welt. Klar soweit. Aber was für eine Welt ist das hier genau?«

›Tatsächlich ist dies nur eine Weltenkreuzung. Ein Zwischenreich. Eine Brücke, die die Welten miteinander verbindet.«

›Okay. Warte einen Moment. Das ich das auch richtig verstehe. Ich bin hier in einer Weltenkreuzung. Warum und wieso weiß keiner von uns beiden. Aber Du - Entschuldigung - Ihr seid bei meiner Ankunft in meinen Körper gefahren. Ein Geist. Okay. Ich bin besessen. Gänsehautmäßig. Aber was bringt es mir, wenn Du ... Ihr Eure Kraft mir übergebt. Und vor allem, wie soll das gehen? Ich kann Euch spüren, aber wie kann ich Eure Kräfte nutzen? Und für was?«

›Suche das Licht. Geh zur Kreuzfeste. Dort wirst du die Antworten erhalten, die ich dir nicht geben kann. Finde den Hohepriester Huldward oder Meister Doleklein. Sie können dir helfen.«

Und der Ritter verschwand wieder in der Dunkelheit seines Bewusstseins.

Langsam öffnete der junge Mann seine Augen. Er drückte sich hoch und lehnte sich gegen das Wagenrad. Mit spitzen Lippen und hochgezogener Augenbraue nickte er sich selbst zu.

»Das Licht suchen«, er blickte in den immer noch nachtblauen und sternenlosen Himmel über sich, »Ja. Das Licht muss man hier wirklich suchen. Also auf geht's.«

Unter leisem Stöhnen zog er sich an dem Wagenrad hoch und richtete sich auf, zog sich die Kleidung zurecht und stemmte abenteuerlustig die Fäuste in die Hüfte. »Ich bin also Cey. Der Cey. Der weiße Cey«, hauchte er ehrfürchtig und fügte dann nachdenklich hinzu: »Hoffentlich gibt's keinen schwarzen Cey.«

Cey huschte geduckt zum zweiten Kutschenwohnen. Wärmende Kleidung trug er mittlerweile am Leib, doch zwei andere Bedürfnisse wollten noch gestillt werden: Hunger und Durst.

Leise schlich er zum nächsten Wagen. Die Holztür stand offen. Vorsichtig lugte er in das Wageninnere und zuckte zurück. Er zog die Schultern hoch und kämpfte gegen den Brechreiz. Als er die Übelkeit erfolgreich besiegt hatte, wagte er sich abermals an den Wagen heran und schaute hinein. Blut glänzte dunkel an der Innenseite der Türe und auch die Bodenbrettern waren großflächig mit dem roten Lebenssaft getränkt. Cey hielt sich den Arm vor die Nase und schützte sich vor dem Geruch, während er die wiederkehrende Übelkeit ein weiteres Mal hinunterwürgte.

»Meine Fresse«, sagte er und schüttelte langsam den Kopf, »Mord und Totschlag. Ich will nicht wissen, was hier passiert ist.« Soweit es sein Arm zuließ streckte er den Hals und spähte in das dunkle Ende des Wageninneren. Aber es schien ebenso leer zu sein wie auch der andere Wagen. »Tja, liebes Bäumlein. Dann musst du dich doch noch etwas gedulden. Und ich sollte aufpassen, dass mir nicht dasselbe passiert, wie den armen Leuten hier. Ist ja wirklich krank.« Er wollte sich gerade abwenden, als er erschrocken innehielt. Da war ein Geräusch.

Mit angehaltenem Atem lauschte er in die Dunkelheit der Welt. Er hatte sich schon so an die Einsamkeit und Stille dieser Welt gewöhnt, dass ihm jede Veränderung sofort aufzufallen schien.

›Cey,‹

›Jetzt nicht,‹

Cey drehte den Kopf und horchte. Etwas bewegte sich im angrenzenden Wald. Ein leises Rascheln der Laubblätter, ein gelegentliches Vorbeistreichen an Sträuchern. Da war irgendwas im Wald. Und es bewegte sich zielstrebig auf die Lichtung zu.

›Cey,‹

›Jetzt nicht!‹

›Nimm das Schwert. Du darfst es nicht verlieren.‹

»Meine Fresse. Das Schwert! Ich Dussel.« So leise wie nur möglich hechtete Cey an den vorderen Kutschenwagen heran, warf sich ins Gras und rollte in den schützenden Schatten unter der halbverbrannten Karosse. Er packte das Schwert und legte sich flach auf die Erde. Nur wenige

Meter entfernt brach etwas durch den von Sträuchern gesäumten Waldrand und betrat schnaufend und mit schweren Schritten die Lichtung. Ein massiger Kerl stampfte mit schweren Beinen durch das Gras. Er war gute zwei Meter groß, steckte in einer ledernen Rüstung und seine Hände waren so breit wie Bratpfannen. Den Kopf konnte Cey aus seinem Versteck nicht erkennen, da die Unterseite der Kutsche den Kerl nur bis zum Bauch offenbarte. Doch als er ihn sprechen hörte, drückte sich der junge Mann dichter in das nachtkühle Gras.

»Harwesch Ma Ko.« Der Kerl beugte sich leicht nach vorn, schnaufte ein paar Mal, holte tief Luft und richtete sich wieder auf. »Javinasch! Fei Fei!«

In Schutz seines Verstecks überlegte sich Cey, wie er nun unbemerkt unter der Kutsche hervorkriechen und im Wald verschwinden könnte. Doch er verdrängte seine Gedanken als er sah, was hinter dem Kerl aus dem Wald hervortrat.

Zwei Wesen gesellten sich zu dem Ersten. Fette, braun glänzende Leiber, die von je sechs Beinpaaren bewegt wurden, zwängten sich durch die Sträucher hindurch. Zwischen grunzenden und schmatzenden Lauten erklang ein Quicken wie von aufgeregten Wildschweinen.

»Haben die das hier angerichtet?«, fragte sich Cey, »Fürst Cardich?« Doch der Ritter blieb stumm. »Danke. Wenn man einmal eine Antwort braucht ...« Der junge Mann blieb in der schützenden Dunkelheit. Auch wenn er das Schwert in der Hand hielt, sicher genug fühlte er sich damit nicht, vom Umgang ganz zu schweigen. Er war allein, die waren zu dritt.

Aufmerksam verfolgte er die vielen Beinpaare, wie sie über die Lichtung stapften und trappelten und sich immer weiter von ihm entfernten. Dann löste er sich langsam aus seiner Starre. Den Blick weiter auf die Kreaturen gerichtet, schob er seinen Körper vorsichtig unter dem Wagen hervor. Der Kerl und seine Monster verschwanden gerade hinter einer Zeltplane.

»Die Gelegenheit!« Cey rollte sich schnell ins Freie, sprang auf die Beine und steckte sich das Schwert in den Gürtel. Er überlegte erst gar nicht, sondern wandte sich sofort mit leisen Bewegungen dem Waldrand zu.

»Korgk nei wasche Laahn?«

Der riesige Kerl stand neben ihm. Breitbeinig und die kräftigen Arme in die Hüften gestemmt, überragte er Cey um einen ganzen Kopf. Der Fremde trug eine Lederrüstung und ein dunkler Umhang lag auf seinen breiten Schultern. An einem Gürtel baumelten kleine Beutel und metallene Gegenstände, die bei jeder Bewegung klimperten und klingelten. Auf dem kurzen, breiten Hals ruhte ein runder Kopf, der von der Dunkelheit des Schattens umhüllt wurde. Der Fremde hob den Arm zum Gruß.

Doch die freundlich gemeinte Geste verfehlte ihre Wirkung.

»Hä? Wie kommst du denn so schnell hierher?« fragte Cey überrascht, duckte sich, um dem

vermuteten Angriff auszuweichen, und ripostierte. Er machte einen Ausfallschritt zur Seite, drehte den Oberkörper und schleuderte seinem Gegenüber die Faust hoch ins Gesicht.

Das Geräusch, als die Zähne des Fremden aufeinanderschlügen, hallte in seinen Ohren.

Cey schloss beschämt die Augen, als er seine übertriebene Maßnahme erkannte.

»Es tut mir leid«, sagte er mit gesenktem Blick und suchte verzweifelt nach einer Erklärung für seine radikale Aktion, »Wenn ich dir...«

Dann trat der Fremde aus dem Schatten heraus.

Und er war kein Mensch. Seine grünliche Haut wirkte wie Leder und sein Kopf war komplett frei von Haaren. Ein feiner Kranz aus kleinen Hörnern umrahmte sein Gesicht und überwucherte die Ohrmuscheln. Aus dem breiten Mund ragten kleine Hauer und die Nase wirkte viel zu zierlich in dem monströsen Antlitz. In seinen blauen Augen sammelten sich Tränen. Die riesige Kreatur hob die breiten Hände und hielt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den Unterkiefer. Er jammerte wie ein kleines Kind und durch die Lippen presste er ein klägliches »Koresch?« heraus.

»Echt jetzt?« Cey war überfordert. In ihm zerbröselte die Mauer der Wirklichkeit wie trockenes Laub in einer geschlossenen Faust. Er konnte es nicht in Einklang bringen, dass ein Kerl, der die Größe, Kraft und Hände besaß, ihm mit einem einzigen Schlag das Rückgrat zu brechen, nach einem schlichten Kinnhaken von ihm in Tränen ausbrechen könnte. Sein Herz wog schwer und er wollte sich immer noch bei dem monsterhaften Kerl entschuldigen, als der Wagen neben ihm in heftige Bewegung geriet. Er schaukelte und wackelte unter trappelnden Lauten und dann erschienen auf dem Dach und der Wagenwand die zwei anderen Wesen.

Die braungoldenen Leiber wirkten viel schwerfälliger, als sie es tatsächlich waren. Eine verwachsene Schweineschnauze, die wie ein Tumor wirkte, bildete das Zentrum in den hässlich anmutenden Gesichtern. Darunter öffnete sich ein grässliches Maul. Es hatte keine Lippen, dafür einen borstigen Spinnenkiefer, der ständig in Bewegung war und dabei unablässig sabberte und einen klebrigen Schleim absonderte. Mit vier gelbleuchtenden Augen starrten sie ihn an, quiekten und fauchten und schienen nur auf den Befehl zum Angriff zu warten.

Cey war überfordert, wusste nicht, wie er reagieren sollte. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals und in seinen Ohren rauschte das Blut wie ein Wasserfall.

Der Kerl nahm eine Hand von seinem Kinn, schrie etwas in seiner nichtverständlichen Sprache und erleichterte Cey die Entscheidung.

»Teschke gart! Dekle Javinasch!«

Der junge Mann ließ es erst gar nicht auf eine Konfrontation ankommen. Auf dem Absatz machte er kehrt und rannte los. Er blickte nicht zurück und ließ die Lichtung hinter sich, preschte

durch das Gebüsch und tauchte ein in die vertraut unheimliche Atmosphäre des Waldes.

»Fei gek! Fei gek!«

Cey hörte die Rufe des Kerls, doch es kümmerte ihn nicht im Geringsten. Er wollte nur weg von diesen alpträumhaften Kreaturen. Mit aller Kraft rannte er durch den Wald. Das weiche Unterholz machte ihn schneller und die Bäume flogen an ihm vorbei.

»Nicht ablenken lassen«, spornete er sich an, »Weiter!«

Dumpf hallte das Getrappel seiner Verfolger durch den Wald. Deutlich hörte er ihre schnellen Beinpaare. Er aber kannte nur den Blick nach vorn, blendete alles aus, dass nur noch ein Tunnel übrig war, in dem er entlang rannte. Er strengte sich nicht an, sondern ließ einfach geschehen. Seine Muskeln funktionierten wie das Getriebe einer perfekten Maschine. Dann stürzte er.

Seine Beine wurden ihm plötzlich unter seinem Körper weggerissen und Cey stürzte nach vorn. Er verlor den Kontakt zum Boden, flog durch die Luft und schlug hart auf dem Unterholz auf. Unkontrolliert schlitterte er über Laub und Äste, bis ein Baumstamm seine Reise gnädig beendete.

Cey ächzte. In seinen Rücken drückte sich eine Wurzel und seine Beine streckten sich in den Himmel. Er schaute nach oben. Alles stand auf dem Kopf. Auch die zwei Monsterschweinespinnen, die ihn stumm anstarrten.

»Was gibt's da zu glotzen?« Ruckartig warf er sich herum und stemmte sich in die Höhe, zog sich die Kleider zurecht und überprüfte den Sitz seiner Waffe, die noch in seinem Gürtel steckte. Währenddessen wurde er von den zwei Monstern beobachtet. Tonlos.

Als Cey sein kleines Zeremoniell beendet hatte, schaute er die Spinnenwesen an. Sie standen nur da, taten nichts. Die kleinen, gelben Augen fixierten ihn. Ein eigenartiger Blickkontakt.

»Tut mir leid, aber ich hatte heute noch kein Frühstück. So. Seid ihr auch fertig? Dann mal weiter, Jungs«, und Cey machte auf dem Absatz kehrt und sprintete weiter. Aber weit kam er nicht. Diesmal hörte er noch das schmalzende Geräusch. Etwas peitschte durch die Luft und abermals wurden seine Beine weggerissen. Cey segelte ein zweites Mal durch die Botanik, schlug diesmal aber weniger hart auf. Sein Gesicht grub sich in den Waldboden. Er stöhnte und ächzte. Unter Schmerzen drehte er sich um und sah die Monster über sich. Fragend blickte er an sich herab. Um seine Beine war eine Art Spinnfaden gewickelt.

»Cey.«

In einer fließenden Bewegung zog er das Schwert aus dem Gürtel. Eine unglaubliche Kraft strömte auf einmal durch seinen Arm. Mit einem gekonnten Schnitt durchtrennte er den Spinnfaden und seine Beine waren frei.

Die Schweinebestien brüllten auf.

Cey folgte ihren Blicken. Ging es ihnen nur um das Schwert? Mit einer spielerischen Leichtigkeit warf er das Schwert von einer Hand in die andere, und ganz ohne Zweifel hatten die Monster nur die Klinge im Blick.

»Also darum geht es die ganze Zeit«, sagte Cey und für ihn fügte sich nun so einiges zusammen, »Nicht um mich geht's hier.«

»*Du darfst das Schwert nicht verlieren*«, erinnerte ihn die Stimme des Ritters

Die Monsterspinnen brachten sich in Position. Sie duckten sich und im nächsten Moment erklang wieder das schmalzende Geräusch. Zwei gelbe Fäden schossen aus ihren Spinnenmäulern direkt auf die Klinge zu.

Diesmal war Cey schneller. Mit einem Salto aus dem Stand warf er sich nach hinten und ging sofort zum Gegenangriff über. Er warf sich nach vorn und ließ die Klinge in einem Halbkreis die Luft durchschneiden. Die zwei Monster wichen nach beiden Seiten aus.

»Ich will euch nichts«, schrie er die Zwei an, »Lasst mich einfach in Ruhe!«

Ein Spinnfaden durchschneidet die Luft, klebte plötzlich an der Klinge und mit einem schnellen Ruck zog die Bestie den Faden wieder zurück ins Maul.

Es hätte ihm die Waffe aus den Händen reißen sollen, doch Cey war stärker. Er hielt die Waffe fest umklammert. Vom Ruck erfasst, flog er auf das Monster zu, schwang die Beine nach vorne und traf das Monster direkt am Kopf. Ein schmerzerfülltes Quicken erklang und das Schwert war wieder frei.

»Haut ab!«, schrie er und das Schwert unterstrich seine Warnung. Langsam wichen sie zurück. Die Chance wollte Cey nicht ungenutzt lassen. Schnell schob er die Waffe zurück in den Gürtel und sprintete los. Wieder einmal. »Memo an mich: Wegrennen nicht zur Gewohnheit werden lassen bitte.«

Ohne Rücksicht auf Sträucher oder Büsche rannte er durch das Unterholz, dicht an den Bäumen vorbei, schlug Haken und versuchte alles, nicht wieder von einem der klebrigen Spinnfäden erwischt zu werden.

Und dann war der Wald zu Ende.

Cey sprang noch über einen letzten kahlen Strauch hinweg und hatte plötzlich die Bäume hinter sich. Er stoppte seinen Spurt und sah sich um. Eine karge Ebene offenbarte sich ihm. Braungelbes Gras wuchs in kleinen Büscheln auf der trockenen Erde und gelbe Wolkenfetzen durchzogen den Himmel.

»Das ist mal was Neues«, sagte er sich, doch eine wirkliche Pause war ihm nicht gegönnt. Hinter ihm ertönte wieder das aufdringliche Getrappel seiner Verfolger.

Zielstrebig lief er auf eine niedrige Mauer zu, die parallel zum Waldsaum verlief. Sie war aus groben, braunen Steinen zusammengesetzt und schien aus dem Boden nach oben gedrückt worden zu sein. Trockene Erde schmiegte sich an die Steine wie Zahnfleisch an Zähne.

Hastig sprang Cey über den kleinen Wall und als er auf dem unerwartet weichen Boden aufkam, knickten seine Beine ab und er fiel auf die modrig riechende Erde.

»Ja danke auch. Was? Das ist doch ...«, und er schüttelte ungläubig den Kopf. Vor ihm ragten hölzerne Kreuze und verwilderte Grabsteine aus dem Boden. Es waren keine systematisch angelegten Gräber, sondern nur die Leichensteine, die willkürlich und unbeschriftet aus der Erde wuchsen. Und es waren unzählige. Soweit er blicken konnte sah er nichts anderes als morsche Kreuze und moosbewachsene Grabsteine in einer Fülle und Vielfalt wie Blumen auf einer Sommerwiese.

»...ein Friedhof«, beendete er seinen Satz.

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren. Die zwei Spinnenmonster standen an der Mauer, dicht hinter ihm. Sie rührten sich nicht. Noch ein letztes Mal fixierten sie den jungen Mann, dann starrten sie weiter auf die Mauer und bewegten sich langsam rückwärts, zurück in den Wald.

»Na endlich«, Cey entspannte sich und atmete tief durch, »Was ist? Schiss vor heiligem Boden? Oder einfach keine Lust mehr?« Er beobachtete, wie die zwei Monster im Dunkel des Waldes verschwanden. Dann stand er auf und klopfte sich den Staub von der Hose. Erleichtert über die wiedergewonnene Einsamkeit atmete er tief aus und wandte sich um. Vor ihm lag der gigantische Totenacker. In drei Himmelsrichtungen konnte er kein Ende ausmachen. Der Totenacker reichte bis zum Horizont.

»Wow. Was für ein Friedhof. Na dann muss ja auch irgendwo dazu 'ne Stadt sein. Immerhin. Kann die Reise jetzt endlich etwas gemütlicher weiter gehen«, sagte er zu sich selbst gewandt, »Aber bitte nicht mehr so lange. Ich hab' 'nen Mordskohldampf.« Entspannt setzte er seinen Weg fort, geradewegs von der Mauer weg, und schaute sich nicht mehr um, während er auf dem unendlichen Friedhof einen Fuß vor den anderen setzte.

An der Grenze zum Wald stand eine massige Gestalt und rieb sich den Unterkiefer, während sie dem jungen Mann hinterherschautete.